

(Nachdruck verboten.)

28]

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Das Laboratorium war ein weiter und hoher Saal aus Ziegel- und Eisenkonstruktion, dessen große Fenster auf den grünen Park sahen. Ein mächtiger, mit Instrumenten aller Art bedeckter Tisch nahm die Mitte ein, während längs der Wände komplizierte Apparate von seltsamen Formen sich aufrehten, nebst Modellen, Zeichnungen und elektrischen Ofen im verkleinerten Maßstabe in den Ecken. Durch die ganze Länge des Raums zog sich ein Netz elektrischer Drähte, welche die Kraft des Dynamos aus dem benachbarten Schuppen herüberleiteten und an die Apparate, Maschinen und Ofen verteilten. Und inmitten dieser ernstlichen und lahlen wissenschaftlichen Umgebung war vor einem der Fenster ein weiches und warmes Nest eingerichtet, eine liebevoll intime Ecke, mit niedrigen Bibliotheksschränken und weichen Polsteresseln, einem Divan, auf welchem der Bruder zu bestimmten Stunden schlummerte, einem kleinen Tische, an welchem die Schwester saß, über ihn wachte und ihm als treuer Sekretär und Mitarbeiter diente.

„Da wär' ich also wieder!“ sagte Jordan. „Ich fühle mich doch nirgends wohl als zu Hause! Und gerade als mich die unglückliche Nachricht traf, die mich zur sofortigen Abreise zwang, war ich mit einem Experiment beschäftigt, das mich ungeheuer interessierte. Das muß ich mir gleich wieder aufnehmen. Ach, wie ist mir wohl!“

Er lächelte wieder leise, sein Gesicht hatte mehr Farbe, sein ganzes Wesen war lebhafter als sonst. Er streckte sich halb auf den Divan, in einer Pose träumerischen Sinns, die er häufig annahm, und lud auch Lucas zum Sitzen ein.

„Nun denn, lieber Freund, was die Angelegenheiten betrifft, die mir solches Verlangen nach Ihnen erweckt haben, daß ich mir die Freiheit nahm, Sie zu mir zu bitten, so haben wir ja Zeit, darüber zu sprechen, nicht wahr? Uebrigens muß auch unbedingt Coeurette dabei sein, denn sie hat sehr viel praktischen Verstand. Wenn es Ihnen recht ist, so lassen wir das, bis wir gegessen haben, zum Dessert. Ach, ich freue mich so, daß ich Sie hier bei mir sitzen habe, und daß ich derweil mit Ihnen von meinen Untersuchungen sprechen kann! Es geht nicht sehr schnell damit, aber ich arbeite, und das ist die Hauptsache, wie Sie wissen. Es genügt, wenn man zwei Stunden täglich arbeitet, um die Welt zu erobern.“

Er, der sonst so Schweigsame, wurde gesprächig und erzählte von seinen Arbeiten, von denen er nie zu jemand sprach, außer zu den Vätern seines Parks, wie er scherzend sagte. Da der elektrische Schmelzofen schon erfunden war, so hatte er zuerst nichts andres gesucht als dessen praktische Anwendung zum Schmelzen des Eisenerzes. In der Schweiz, wo die reichlich vorhandene Wasserkraft billige elektrische Anlagen ermöglichte, hatte er Ofen gesehen, die unter sehr vorteilhaften Bedingungen Aluminium produzierten. Warum sollte man sie nicht auch für Eisen verwenden können? Es bedurfte, um das Problem zu lösen, nur der richtigen Anwendung des Prinzips auf den gegebenen Fall. Die gegenwärtigen Hochöfen erzeugten eine Temperatur von nicht über 1600 Grad, während mit den elektrischen Ofen 2000 Grad zu erzielen wären, was einen raschen, vollständigen und durchaus gleichmäßigen Schmelzprozeß ermöglichen würde. Und er hatte ohne Mühe den Ofen entworfen, wie er sich ihn zu diesem Zwecke dachte: ein einfacher, aus Ziegeln hergestellter Würfel von zwei Meter Kantlänge, mit einem Derd und einem Ziegel aus Magnesia, der feuerfestesten aller bekannten Materialien. Er hatte ferner das Volumen der Elektroden, zweier starker Kohlenstäbe, berechnet, und seine erste wirkliche Entdeckung hatte darin bestanden, daß er den Gedanken gehabt hatte, diesen Stäben unmittelbar den Kohlenstoff zu entnehmen, der nötig war, um dem Erzen Sauerstoff zu entziehen, so daß der ganze Prozeß außerordentlich vereinfacht wurde und sich fast ohne lästige Schlacken-

bildung vollzog. Aber wenn auch der Ofen fertig war, wenigstens als Entwurf, so handelte es sich noch immer darum, ihn in Thätigkeit zu setzen, so daß er praktisch dauernd und verlässlich funktioniere und sich den Bedürfnissen der Industrie anpasse.

„Sehen Sie,“ sagte er, auf ein Modell in einer Ecke deutend, „da haben Sie ihn, meinen elektrischen Ofen. Natürlich müßte er noch vervollkommen werden, es haften ihm noch viele Fehler an, die ich noch nicht habe beseitigen können. Gleichwohl hat er mir schon, so wie er da ist, vortreffliche Resultate geliefert, und ich nehme an, daß eine Batterie von zehn solcher Ofen, bei einer Arbeit von zehn Stunden täglich, das gleiche Resultat liefern würde, wie drei Hochöfen, gleich dem meinigen, die Tag und Nacht weiterbrennen. Und welch' leichte, völlig gefahrlose Arbeit, die ein Kind besorgen könnte, indem es einfach einige Knöpfe dreht. Aber ich muß gestehen, daß meine Kohlenmasseln mich ebenso teuer zu stehen kommen, als ob es Silberbarren wären. Darauf spitzt sich nun die ganze Frage zu. Mein Ofen ist einstweilen nichts als ein Laboratoriums-Spielzeug, und er kann erst dann für die Industrie in Betracht kommen, wenn ich in der Lage bin, ihm die erforderliche Elektrizität zu einem so niedrigen Preise zuzuführen, daß er das Schmelzen des Erzes mit geringen Kosten ermöglicht.“

Er setzte dann weiter auseinander, daß er den Ofen seit sechs Monaten ruhen lasse und sich ausschließlich mit der Frage der elektrischen Kraftübertragung befasse. Wäre es nicht schon eine Ersparnis, die Kohle gleich am Gewinnort zu verbrennen, und die elektrische Kraft dann zu den Fabriken hinzuleiten? Auch das sei eine Frage, mit der sich viele Gelehrte schon seit Jahren abmühten. Das Unglück sei nur, daß sich ein enormer Kraftverlust ergebe.

„Es sind neulich wieder Experimente gemacht worden“, sagte Lucas mit zweifelnder Miene. „Ich glaube, daß der Kraftverlust nicht zu vermeiden ist.“

Jordan lächelte mit der sanftesten Beharrlichkeit, dem unerschütterlichen Glauben, der ihn in seinen Untersuchungen nicht einen Augenblick wanken ließ, wenn er oft Monate und Monate brauchte, um nur eine einzige kleine Wahrheit festzustellen.

„Man darf nie glauben, ehe man Gewißheit hat. Ich habe schon ganz gute Resultate erzielt, und ich bin überzeugt, daß man eines Tags die Elektrizität nach Belieben aufspeichern, verteilen und in die Ferne leiten wird, ohne irgend welchen Verlust. Und wenn ich zwanzig Jahre brauchen sollte, nun wohl, so werde ich eben zwanzig Jahre brauchen. Man geht ganz einfach jeden Morgen von neuem an die Arbeit, man fängt wieder von vorne an, so lange man nicht gefunden hat, was man sucht. Was sollte ich anders thun, als immer wieder von vorne anfangen?“

Er sagte das mit so schlichter, unbewußter Größe, daß Lucas tief bewegt war, wie vor der That eines Helden. Der Mann stand da vor ihm, so klein und schwächlich, von zarter, angegriffener Gesundheit, hüftelnd und in Lächer gewickelt, inmitten dieses weiten Saals, welcher erfüllt war von gewaltigen Apparaten, durchkreuzt von Drähten, die die Kraft des Blitzes in sich trugen, — und alles dies durchdrungen, beherrscht und nutzbar gemacht von diesem kleinen, schwachen Menschen, der darin umherging, sich anstrengte, sich abmühte, wie ein kleines Insekt im Staube der Erde. Woher nahm er nur, nicht bloß die geistige Kraft, sondern auch die physische Ausdauer, um Arbeiten zu unternehmen und auszuführen, die das ganze Leben mehrerer kräftiger und gesunder Männer zu erfordern schienen? Er, der sich mit kleinen leisen Schritten bewegte, dessen schmale Brust kurz und schwach atmete, hob eine Welt empor, mit seinen dünnen, durchsichtigen Kinderhänden.

Nun erjhien aber Coeurette und rief heiter:

„Ja, wollen die Herren denn nicht endlich zum Essen kommen? Mein lieber Martial, ich werde das Laboratorium verschließen, wenn Du nicht vernünftig bist.“

Das Wohnzimmer und der Salon, zwei ziemlich kleine Räume, warme, behagliche Nester, in denen eine Frauenhand waltete, sahen beide auf den Park und darüber hinaus auf Wiesengründe und bebauten Acker, bis in die endlose Ferne

der Normandie. Aber jetzt zur Nachtzeit waren die Nouveaux herabgelassen, obgleich der Abend milde war. Lucas konnte wieder bemerken, wieviel außerordentliche Sorgfalt die Schwägerin dem Bruder widmete. Er befolgte eine genau vorgeschriebene Diät, genoß eigens für ihn bereitete Speisen, hatte sein eignes Brot, selbst sein eignes Wasser, welches vorher leicht erwärmt wurde. Er aß wie ein Vogel, ging zeitig schlafen und stand zeitig auf, wie die Hühner, die sehr kluge Leute sind. Während des Tags unterbrachen dann kurze Spaziergänge, Ruhepausen, Siesten die Stunden der Arbeit. Denjenigen, die sich über das außerordentliche Quantum von Arbeit wunderten, das er zu Stande brachte, die ihn für einen Menschen hielten, der vom Morgen bis Abend schaffte und erbarmungslos gegen sich selbst wütete, erwiderte er, daß er kaum drei Stunden des Tags arbeite, zwei am Vormittag und eine am Nachmittag; und dabei teilte er auch noch die zwei Stunden des Vormittags durch eine kleine Erholungs-pause, da er nicht im Stande war, sich länger als eine Stunde angestrengt mit einer Sache zu beschäftigen, ohne Schwindel-anfälle zu bekommen, als ob sein Kopf leer würde. Er hatte nie mehr leisten können, und sein ganzes Schaffen beruhte nur auf seiner Willenskraft, seiner Zähigkeit, der begeisterten Liebe, womit er eine einmal empfangene Idee hegte und nährte, und mit unablässiger, tapferer Geduld ihre Ver-körperlichung erstrebte, und wenn auch Jahre darüber hingingen.

Lucas fand hier die Antwort auf die Frage, die er sich oft gestellt hatte, woher der schwache, kränkliche Jordan die Kraft zu so außerordentlichen Arbeitsleistungen nehme. Das Ganze lag in der Methode, in der weisen und wohlberedelten Verwendung seiner physischen Mittel, so gering diese auch waren. Ja, er machte sich sogar seine Schwäche nutzbar, verwertete sie als Schutz gegen Störungen von außen. Vor allem aber wollte er immer dasselbe, widmete seiner Aufgabe jede Minute, über die er verfügte, und das ohne jede Möglich-keit einer Entmutigung, ohne Erschlaffung, mit der langamen, unausgesetzten, hingebungs-vollen Beharrlichkeit, die Berge ver-sekt. Berechnet wohl einer die Summe von Leistung, die man aufhäufen kann, wenn man jeden Tag nur zwei Stunden der Arbeit widmet, einer nützlichen, fest zum Ziele strebenden Arbeit, die man durch keine Faulheit, durch keine Laune je-mals stören läßt? Sie gleicht den Körnern, die schließlich den Sack füllen, den Wassertropfen, die den Fluß schwellen. Stein auf Stein gelegt, so steigt der Bau in die Höhe, bis er selbst die Berge überragt. Und so geschah es, daß dieser kleine, kränkliche Mann, dessen Hals in Tücher gehüllt war, und der warmes Wasser trank, um sich keine Erkältung zuzu-ziehen, ein gewaltiges Lebenswerk zu Stande brachte, dadurch, daß er seine Arbeit nach einer festen, seiner Eigenart wunderbar angepaßten Methode regelte, und daß er ihr nur die wenigen Stunden widmete, wo seine geistige Kraft vollkommene Herrscherin über seine physische Schwäche war.

Die Mahlzeit verlief in freundschaftlicher und heiterer Weise. Im ganzen Hause gab es nur weibliche Bedienung, denn Soeurette fand die männlichen Diener zu derb und zu lärmend für ihren Bruder. An den bestimmten Tagen größerer Arbeiten nahmen der Kutscher und der Stallknecht lediglich einige Leute als Helfer. Und die weiblichen Diensthöfen, sorgfältig ausgewählt, von angenehmer Erscheinung und mit leichten, geschickten Händen, trugen viel bei zu dem glücklichen Frieden des warmen, wohlverschlossenen Hauses, zu welchem nur einige wenige intime Freunde Zutritt hatten.

Die Gerichte waren einfach: Fleischsuppe, eine Barbe aus der Mionne, in Butter gebacken, ein gebratenes Huhn und Salat.

„Wirklich, Sie haben sich also seit Samstag nicht allzu sehr gelangweilt?“ fragte Soeurette, als sie miteinander in dem kleinen behaglichen Eßzimmer bei Tische saßen.

„Nichts weniger als das,“ erwiderte Lucas. „Sie machen sich sogar keine Vorstellung davon, wie sehr ich in Anspruch genommen war.“

Und er erzählte ihnen zuerst seine Erlebnisse vom Samstag-abend, vom dem Zustand dumpfer Auflehnung, in welchem er Beauclair gefunden hatte, von dem Laib Brot, den Ranet gestohlen, von der Verhaftung Vanges, von seinem Besuch bei Bonnaire, dem Opfer des Streits. Aber insolge einer seltsamen Zurückhaltung, über die er später selbst erstaunt war, glitt er über seine Begegnung mit Josine hinweg, ja, er nannte sie nicht einmal.

„Die armen Leute!“ sagte das junge Mädchen mittheils-voll. „Dieser entsetzliche Streik hat sie alle auf Brot und

Wasser gesetzt; und glücklich noch die, die Brot hatten. Was sollte man thun? Wie ihnen zu Hilfe kommen? Das Mo-mosen ist nur eine wirkungslose Erleichterung, und Sie können sich nicht vorstellen, wie trostlos es mich diese zwei Monate gemacht hat, daß ich sehen mußte, wie wir so ganz und gar machtlos waren, wir, die Reichen und Glücklichen!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Zunggefellenswirtschaft.

Von Samuel Falland. Deutsch von F. de Graaff.

Ich bin heut lange im Bett geblieben. Wenn einer weiß, daß sein Besitz in nichts besteht, und daß draußen der Regen herunter-platzt, dann kann man ihm nur raten, in den Federn zu bleiben. Zu war nach der Anatomie. Ich habe die Leute ruhig klingen lassen, da ich doch nicht erwarten konnte, daß mir jemand Geld brächte. Einer hat zwei, drei, viermal geklingelt. Und wütend! Wenn einer so wütend und andauernd klingelt, dann ist's sicher ein Manichäer. Aber wenn ich in den Federn liege, habe ich mehr Ge-duld als sie.

Erst um eins sprang ich raus. Nach dem Frühstück, das aus Brot, Thee und einem gepumpten Hering bestand, machte ich mich ans Arbeiten. Widerliches Arbeiten! 's war kein Tabak mehr im Kasten.

Gegen fünf kam Lu von der Anatomie.

„Was bringst Du dem da an?“

„Mein Geheimnis.“

„Doch kein Präparat?“

„Ne — Fische.“

„Fische?“

„Ja, grüne Heringe.“

„Bist Du in der Markthalle gewesen?“

„Ne — 's kam ein Wagen vorbei. Da hab' ich acht Stück für dreißig Pfennige gekauft.“

„Wie kommst Du zu dreißig Pfennig?“ Ungeheures Erstaunen lag in meiner Frage.

„Mein Geheimnis. Hier sind die Fische.“

Acht magere Heringe lebten mit den hellen Leibern aneinander.

„Hast Du nichts abgehandelt?“

„Natürlich. Er wollte 'nen Fünfsziger haben. Da sagte ich: zwei Groschen. Da sagte er, ich möchte ihm den Pudel lang rutschen. Und da hat er sie für dreißig Pfennig gelassen.“

„Nun, Brot und Reis ist noch da. Wir können also zu Haus dinteren. Bad' sie nur.“

„Ne, bad' Du sie. Ich weiß nicht, wie man das macht.“

„Ich auch nicht.“

Ich bin zu der Heberzeugung gekommen, daß das Kochen eine ganz besondere Wissenschaft ist. Was geben die Weiber an mit der Emancipation! Mein Gott, was soll aus uns werden, wenn niemand für uns kocht? Ich will bloß mal von den Schwierigkeiten sprechen, die das Präparieren von Reis macht. Man nehme auf eine Tasse Reis vier Tassen Wasser, und dann lasse man ihn nur ruhig kochen. Aber nun kommt die Schwierigkeit, auf-zupassen, ob er gar ist. Läßt man ihn zu wenig kochen, dann ist jedes Korn hart und zäh, kocht man ihn zu lange, dann brennt die Geschichte an oder man kriegt einen Pampus, der viel Wehlichkeit mit Stärke hat. Wir haben bittere Erfahrungen damit gemacht und eine ganze Menge rohes oder angebranntes Zeug schlucken müssen, bevor es uns glückte. Nun machen wir's wie mit Eiern. Unsern Kochtopf, unsern Petroleumlocher, unsere Tassen als gegeben vorausgesetzt, können wir, die Uhr in der Hand, mit siebzehn und einer halben Minute auskommen. Andre Leute kann das Rezept natürlich nichts nützen; und das häßliche Kosten, wenn sich der Reis in Stadium des Garwerdens befindet, ist gefährlich: man verbrennt sich meist die Zungenspitze. Aber Fische baden, das ist was Abscheuliches.

Wir besitzen nur eine kleine emaillierte Bratpfanne. Die haben wir denn auf den Petroleumlocher gesetzt und ein klein wenig Provencèrol hinein gegossen. Das war Lu's Idee. Es konnte nur immer ein Hering hinein, und auch dann noch ragten Kopf oder Schwanz über den Rand hinaus. Ein eigenfüßiges, langweiliges Vieh! Miserabler Kerl! Kaum lag er in der Pfanne, da bog er sich auch schon zusammen wie 'n Halbmond. Was wir auch machten, es nützte nichts. Lu drückte den Kopf mit einem Messer, ich den Schwanz mit einer Gabel herunter, aber da fing er an, sich in der Mitte anzubäumen.

„Du hast zu wenig Del 'reingethan“, brummte ich.

„Bist verrückt — 's ist noch viel zu viel!“

„Na, Du siehst doch, was das Vieh für Grimassen schneidet!“

„Das liegt an der Pfanne!“

Es war zum Verzweifeln. Als wir wieder alle beide drückten, spaltete sich das Tier und seine Fleischteile brodelten nach allen Seiten weg. Es wurde ein richtiger Brei. Die Knochen waren hart gebacken und der Kopf gerade so roh, wie beim Beginn. Dann kam die gewaltige Schwierigkeit, das gespaltene Tier umzudrehen. Durch geduldiges Lospicken der verschiedenen Fragmente glückte das schließlich. Die kleine Küche war voll Qualm. Endlich war das

Wies fertig, aber statt des einen Fisches kamen zwölf Blasse oder verbrannte Brocken aus der Pfanne.

„So muß es auch sein,“ sagte Lu, „ich hab' es oft so gesehen.“

Die Pfanne war so angebrannt, daß wir sie erst mit Wasser ausspülen mußten, was einen unappetitlichen, öligen Brei ergab. Ich hatte den festen Entschluß gefaßt, daß es mit dem zweiten Exemplar glücken sollte. Die halbe Pfanne goß ich voll Öl und legte das magere Ding hinein. Es dauerte eine Viertelstunde, ehe die Geschichte ins Kochen kam.

Noch eine Viertelstunde stand ich geduldig daneben. Es schien nichts draus zu werden. Der Fisch krümmte sich nicht, wurde aber auch nicht braun. Schläfrig lag er da und brodelte und schmorte bedächtig. Von Braumwerden keine Idee.

„Du mußt Geduld haben,“ sagte Lu. Gut, ich wollte Geduld haben, nahm Schopenhauer „die beiden Grundprobleme der Ethik“ zur Hand und vertiefte mich dahinein. Als ich nach einer halben Stunde nachsah, war der Hering in Öl aufgelöst. Die Gräten tanzten um einen braunen Brei von Öl und Fleisch. Die Geschichte mußte mit dem Löffel herausgefischt werden.

Schopenhauer hat gut reden! „Wenn ein Mensch will, so will er auch etwas; sein Willensakt ist allemal auf einen Gegenstand gerichtet und läßt sich nur in Beziehung auf einen solchen denken.“ Unsim, Schopenhauer, Unsim! Nimm als Gegenstand einen grünen Hering und „wolle“ das Vieh baden: ich, Samuel Falland, versichere Dir, daß es nicht geht. Man hat 'ne Frau dazu nötig.

Der dritte Hering, der wurde behandelt wie der Schoßhund einer alten Jungfer. Lu sagte, der Petroleumkocher brenne nicht stark genug. Ich habe die Döchte hochgedreht, wieder wenig Öl genommen und wieder dasselbe Resultat erreicht. Der Hering machte fortwährend Anstrengungen, sich aus der Pfanne herauszuwinden.

„Nein, nicht drücken!“ rief ich; „laß ihn nur in Frieden. Wir machen zu viel Geschichten. Er wird wieder gerade liegen.“

Ja wohl! Die Unterseite war schon ganz verkohlt, als wir zu riechen anfangen, daß was brannte.

Drei Uhr durch. Drei mißglückte und fünf rohe Fische. Famoses Diner! Noch einer, und dann Schluss. Es lag sicher am Öl.

„Nun werd' ich es mal mit Butter probieren.“

Die Pfanne wurde noch einmal gereinigt; einen Klumpen Butter liehen wir ruhig zerfließen und sich bräunen, und — „Let go!“ — Der Hering plumpste in die Butter. Einen Augenblick lang tiefe Stille. Und dann — Heringe sind verfligte Bestien! — gingen Kopf und Schwanz wieder in die Höhe, und das Vieh strampelte sich los von Haut und Knochen.

„Es ist bestimmt in Gottes Rat —.“ Wir habens aufgegeben. Mit den vier übrigen Heringen haben wir folgendes getan:

Begreifend, daß es Männern nicht gegeben ist, Fische zu baden, und uns in das Geschick des Mannisens ergebend, haben wir den Wasserkessel aufgesetzt und die Bestien dem brodelnden Wasser deponiert. Das konnte nicht mißglücken. Nach einigen Minuten haben wir die Tiere wieder rausgefischt, haben dann Reis gekocht und schmachtst dinirt. An den Gräten waren sie zwar noch ein bißchen roh, aber das kann einem im Restaurant auch passieren.

Die Kage hat sich an dem gebadenen Fisch delectiert. Die traurigen Leberbleibel hat sie dankbar und zufrieden aufgefressen.

Lu besah noch ein bißchen Tabak. Wir haben unsre Pfeifen gestopft, jeder drei Tassen Thee getrunken und uns sehr behaglich gefühlt nach den Anstrengungen der Fischbraterei.

Einen Nachgemisch von der ganzen Geschichte hatten wir noch durch die Pfanne. Wie, in Himmels Namen, kriegen Frauen so'n Ding sauber, wenn Fett dran festgebunden ist! Die Wasserleitung läuft eine volle Stunde klatschend drüber hin. Hilft nichts. Wir haben aus Leibeskräften mit alten Zeitungen gerieben; die einzige Folge war, daß die Druderschwärze an der Pfanne festklebte. Nun ist sie schwarz, schmierig und fett. Welche emancipierte Frau giebt uns einen Rat? Denn morgen — morgen, am ersten Tage des Monats, morgen am Tage des Reichthums, Wechsels und Wohllebens, — morgen müssen wir Eier baden.

Ich will nur noch das eine sagen, daß Strindberg weniger frauenfeindliche Dramen geschrieben haben würde, wenn er jemals vor acht grünen Heringen gestanden hätte. Im „Vater“ ruft er aus:

„Und Du, meine Frau, Du warst meine Todfeindin, denn Du liebst mich nicht los, ehe ich nicht für tot liegen blieb.“

Unsim, Strindberg, bade nur mal Heringe! —

kleines Feuilleton.

—o— Der Agent. „Grog für die ganze Munde!“ schrie er der Birtin zu. Die Männer und Frauen, die sich hier im Wartesaal zusammendrängten, sahen neugierig, verwundert, ehrsüchtigtvoll nach dem runden Tisch in der Ecke. Da sahen Kuffcher und Inspektoren, Breunereiführer und die kleinen Handwerksmeister des Orts. Sie sahen zwar nicht vierter Klasse. Aber sie verkehrten doch hier, trotzdem sie in dem Wartesaal dritter Klasse gemüthlicher, sauberer an gedeckten Tischen hätten sitzen können. Aber hier fühlten sie sich wohler. Williger war's nicht, das Trinken. Besser auch nicht. Dafür aber konnte man dem Päch, dem Tagelöhner, den

Torstechern und Forstarbeitern zeigen, was man wert war, was man galt, was man sich leisten konnte.

Die sahen nur da mit ihrem Köpfchen Bier und tutschten die zwei Stunden daran herum, bis der Zug kam, der sie von hier, aus den masurischen Wäldern heraus, in die Kreisstadt zum Sonntags-einkauf führen sollte. Gesprochen wurde hier nicht viel, die Arbeiter hier oben sind so still und in sich gekehrt, wie die Wälder mit den düsteren Mooren. Das leise und ruhige Gespräch der vielen wurde übertönt von dem Geschrei und Gelärme der wenigen an dem runden Tisch.

Schon zum zweitenmal schrie der Agent: „Grog für die ganze Munde!“

Die Köpfe der Munde waren heiß und glühend, wie das Getränk, das vor ihnen stand. Schwer nur bewegten sich ihre Zungen. Doch um so lauter und gellender sprachen sie. Am lautesten war der Agent. War er hier nicht der Weltklügste, der, der am weitesten in der Welt herumgekommen, der es zu etwas gebracht hatte? So schwer es ihm fiel, er hob sein glattrastertes Gesicht mit den kleinen, wasserblauen Augen immer wieder und sah leutselig auf die andern herab. Ihm sollte niemand nachsagen, daß er hochmüthig sei, daß er sich etwas einbilde auf sein Vermögen. Und hatte er nicht dadurch sein Geld erworben, daß er zu jedem gleich freundlich war, mochte es nun ein Graf oder ein Hofgänger sein? Ih, so ein Hofgänger konnte einem auch nutzen! Was man nicht alles von dem erfahren konnte! . . .

An der Thür entstand Geschrei. Ein Trunkener taumelte dort hin und her, sagte die Männer vertraulich um die Schultern und strich dem Mädchen die Waden.

Der Agent lachte. Donnerweiter! Da konnte man sich vielleicht famos diese eklige Wartezeit vertreiben.

Er rief den Trunkenen heran: „Sag mal, Brüderchen, wo bist Du denn wankelmüthig geworden?“

Der Trunkene setzte sich zu ihm auf die Bank: „Ich . . . wankelmüthig . . . giebt es nicht! Ich nehme es mir vor . . . Sonntag . . . muß ich voll sein! . . . Ist das sonst ein Sonntag? he, sag selbst?“

Sein Kopf wackelte. Er legte ihn einen Augenblick an die Schulter des Agenten. Der klopfte ihm vertraulich auf die Wade: „Jeder muß sein Vergnügen haben.“

Dann zog der Trunkene eine schmierige, hölzerne Schnupftabakdose und bot allen an.

Lachend nahmen die meisten. Nur der Schäfer lehnte ab. Er war ein hochgewachsener schlanker Mensch mit weichem, blondem Haar und knochigem Gesicht, aber ohne die hervortretenden Wadenknochen und ohne das weiche Kinn der andern. Man sah ihm den Ekel an, den ihm der Trunkene erregte.

„Du willst nicht von mir?“ fragte der halb weinerlich.

„Nein, ich will nicht von Ihnen,“ antwortete ruhig und bestimmt der Schäfer.

Der Trunkene ward traurig. Dann umhalsste er plötzlich den Schäfer:

„Was . . . wir beide trinken 'n paar Bier zusammen . . . und wir beide werden noch gute Freunde!“

„Nein, wir werden keine Freunde! Mit Säusern habe ich nichts zu thun!“

Der Trunkene war einen Augenblick verduzt. Dann rüdt er dem Schäfer näher und lehnte sich an dessen Schulter.

„Na, ja . . . Du hast ja recht . . . man soll ja nicht sausen. Aber das thu ich ja nicht . . . ich trinke ja bloß!“

Er lachte und sagte den Schäfer um die Hüfte. Die Zuschauer freuten sich und grinsten und licherlen.

Da drehte sich der Schäfer um, riß sich los von dem Trunkenen und sagte abweisend:

„Gehen Sie fort! Sie stinken mir zu sehr nach Schnaps!“

Jetzt wurde der Trunkene hartnäckig. Der Schäfer sollte ihm erst recht ein gutes Wort sagen.

Aber da riß ihn der Agent zurück: „Siehst Du Schwein denn nicht, daß der Herr nichts mit Dir zu thun haben will?! Marsch, setz' Dich da in die Ecke und schlaf Deinen Hansch aus!“

Er führte den Torkelnden nach einem abseits stehenden Stuhl und drückte ihn darauf. Na, das Kameradschaftliche war ja ganz gut, aber der Schäfer konnte ihm schließlich die fetten Wäde zurückhalten und sie dem andern Agenten geben. Da wollte er es lieber nicht mit dem verderben. . . .

Sie achteten gar nicht mehr auf den Trunkenen, der verblüfft auf dem Stuhl saß, herüber starrte und lallte:

„Ich . . . ich saufe nicht. . . Ich trinke ja bloß. . . Wir . . . wir . . . wir werden noch gute Freunde . . . gute Freunde werden wir. . . Was? . . . Ich saufe nicht! Ich trinke bloß. . .“

— Der Hase als Heilmittel. Freund Lampe war einst die reine wandelnde, vierbeinige Apotheke. Gab es doch fast nichts an und in ihm, das nicht irgendwam und wie medizinische Verwendung fand, dem man nicht irgend eine heilkräftige Wirkung zugeschrieben hätte, besonders im 16. und 17. Jahrhundert; der Zeit des wissenschaftlichen Aberglaubens. Litt jemand an Podagra, so wusch man ihm die Füße mit „Hasenbouillon“, mit Uräthe also, die von seinem Fleisch gekocht war, oder man zerließ und zerrieb die Hasenlunge und verwendete sie

als Heilmittel gegen erkrankte Füße und sonstige Fuß- oder Augenleiden. Auch frische Hasenohren mit Honig wurde in bearteten Fällen gern benutzt, oder in das Ohr gestrichen, um Taubheit zu kurieren, oder — befeuchtet mit Braunwein — als Säsa- mittel auf die Schläfen gestrichen, während man mit Hasenhirn den Keinen Kindern das Zahnfleisch bestrich, um ihnen das Zahnen zu erleichtern. Für ebenfalls von guter Wirkung galt das Blut des Hasen, nur daß der wissen- schaftliche Aberglaube von ehedem das rote Blut eines im Lauf erschossenen Hasen als wirksame Arznei gegen Kollaus, gegen die Nase aber das Bedecken des erkrankten Körperteiles mit einem roten Leinwandstücklein anriet, das heißt: einem leinenen Tuche, getränkt mit dem Blute eines „Haisalen“. — Noch 1652 kam es deshalb vor, daß in Apotheken „Tuchlein mit Hasenblut“ verabreicht wurden. Vor allem aber sind es die Haare des vielseitigen Fremdes Lampe gewesen, die besonders oft und gern Verwendung fanden. Bei Nasenbluten, zusammengepreßt in die Nase gesteckt, zu Asche ver- braunt, gegen erkrankte Füße, wie mit Honig gemischt, als Pillen gegen Brüche, wurden sie mit Vorliebe angewendet. Doch auch alle andern Teile und Teilschen dieses so hoch geschätzten vierbeinigen Naturarztes der Vergangenheit gelangten zur Beachtung und zu mehr oder minder großer Würdigung. So wurde z. B. die innere Haut der „Löffel“, der Hasenohren — frisch, und mit Milch be- feuchtet — auf kranke Ohren gelegt, das ganze Ohr aber, zu Asche verbraunt, zum Stillen von Blutungen verwendet. Auch als blut- stillendes Mittel diente ferner der zu Asche verbrannte Hasenschädel, oder — mit Fenchelsamen vermischt — als Zahnpulver. —

Theater.

Schiller-Theater: Grillparzers „Jüdin von Toledo“. — Grillparzer wird als Dramatiker überhäuft. Daß man ihn mit Schiller, Kleist, Hebbel in einem Atem nennt, ist eine Übertreibung, die fast unverständlich ist. Man braucht wirklich nur die „Jüdin von Toledo“ zu betrachten, um das zu erkennen. Es handelt sich in dem Stück — allgemein gesprochen — um den Mann zwischen zwei Frauen. Der König Alfons, seiner allzuwürdigen Gemahlin müde, verleiht sich in eine sinnliche, heißblütige und tolle Jüdin. — Er vergißt — wenigstens für eine Spanne Zeit — die Geschäfte des Staats über sein neues Liebesglück, um dann schließlich gebessert und reuig zu den Seinen zurückzukehren. Das ist an sich schon ein Konflikt, der ohne sonderliche Tiefe angelegt ist und uns darum auch nicht sonderlich ergreift. In der Ausführung hat Grillparzer der Königin, die immer mit ihrer Jugend prahlt und zählt, allzuviel steife Kälte und der Jüdin allzuwenig lodernde Glut gegeben. Keine von den beiden Gestalten zeigt in ihrem Element auch nur einen Zug von kraftvoller Größe, und das müßte man allerdings verlangen, wenn man an die großen dramatischen Meister auch nur erinnert werden soll. Um es einmal unerschrocken drastisch auszusprechen, ist schließlich die Königin die Lorlette Gans, wie die Jüdin das Toilette Gänschen ist und das ist für ein Drama im Grunde ein bißchen wenig. In dieser nicht gerade imponierenden Gestaltung des Konflikts kommt noch eine ästhetisch ganz unzulässige Lösung. Delantlich läßt der Hof die Jüdin ermorden und an der Leiche der Geliebten findet der König „sich selbst wieder“, wie man zu sagen pflegt. An dieser Lösung ist nur das eine wahr, daß der Tod ein schlechter Knippler ist. Es ist durchaus begreiflich, daß Se. Majestät an der toten Jüdin nicht halb so viel Gefallen fand, wie an der lebendigen, und daß ihm ihr Sterbebett weniger aumütig erschien als ihr Brautlager. Mit der Dichtung aber hat diese Lösung nichts zu thun. Sollten Staat und Königin siegen, so müßten sie allerdings über die lebendige Jüdin siegen. Daß sie über die tote zu siegen vermögen, ist ein recht mäßiges Kunststück. Die nichts als sinnliche Glut des Königs müßte schließlich an sich selber sterben, aber nicht an der Verführung mit einer kalten Leiche. Die Liebesgut des Königs und sein ganzes Heldentum wird durch dieses Schlottern am letzten Ende in eine sehr eigentümliche Verleumdung gerückt. Abgesehen aber von den ästhetischen Einwendungen, ist die „Jüdin“ zum Ueberflus auch noch roh. Man mag von Sr. Majestät Bühlerinnen denken, wie man will. Keinesfalls aber kann man sie hünorden lassen, damit Se. Majestät einen wirkungsvollen Anschauungsunterricht in der monogamischen Moral erhält.

Sobiel für diejenigen, die das Märchen von der Größe Grillparzers weitergeben. Nun allerdings muß der Mann der praktischen Theaterkritik mit einem schneidenden „Democh“ ein- setzen. Ist Grillparzer auch kein großer Dichter, so ist er doch ein Dichter, und ihn zu spielen, ist mithin ein Verdienst. Bonn, der der König gab, hat eine interessante, aber keine bedeutende Leistung. Immerhin soll ihm die Einfachheit, mit der er die Worte seines ersten Auftritts sprach, unvergessen bleiben. Von den übrigen Dar- stellern wären Alwine Wieck und Max Patteg zu nennen. Auch Paefle hielt sich als jugendlicher Liebhaber tapfer. Der ganze Gastspielklus Bonn's ist ein durchaus interessantes Unter- nehmen des Schiller-Theaters. — L. S.

Aus dem Gebiete der Chemie.

is. In der „Schweizer Wochenschrift für Pharmacie“ veröffent- licht der Chemiker H. Thoms neue Untersuchungen über die Gemische Zusammensetzung des Tabakrauchs. Er hat

bei seiner Arbeit verschiedene Gesichtspunkte unterscheiden wollen: einmal den Gehalt des Rauchs und der Asche an Nikotin, sodann an chemischen Grundverbindungen (Basen), drittens an Säuren, viertens sollte festgestellt werden, wieviel Nikotin im Cigarrenstummel zurückbleibt, und endlich, ob Kohlenoxyd und andre bisher nicht beobachtete Giftstoffe im Rauch vorhanden wären. Außer dem Rauch wurde auch die Asche gesammelt und geprüft. Die Tabakasche ist zu verstehen als die Summe mineralischer Stoffe in der Cigarre, die bei deren Verbrennung nicht verflüchtigt werden. Die Menge dieser Mineralstoffe giebt Thoms auf etwas über 16 Prozent des Gewichtes der ganzen Cigarre an. Hauptsächlich be- stehen sie aus kohlensaurem Kalk, kohlensaurem Kali, phosphor- saurem Kalk und phosphorsaurem Magnesia, Chlorkali, kieselhaften Salzen und Kieselsäure selbst. Der Rauch wurde in Nöhren auf- gefangen, die Soda und Schwefelsäure enthielten. Die Untersuchung ergab die Anwesenheit von Nikotin, Ammoniak und einer aus der Zersetzung des Nikotin hervorgehenden Verbindung namens Pyridin. In diesen basischen Verbindungen kommen Kohlenäure und Buttersäure, während Ameisensäure nicht nachzuweisen war. Was das Nikotin betrifft, diese dem Tabak ganz eigentümliche Verbindung, so hat Thoms ermittelt, daß etwa 3/4 des Gehalts einer Cigarre an Nikotin in den Rauch übergeht, 1/4 in dem Cigarrenstummel zurückbleibt. Während der Verbrennung des Tabaks verwandelt das Nikotin sich teilweise in Pyridin und andre chemische Stoffe. Außerdem hat sich nun im Tabakrauch noch das giftige Kohlenoxyd und ein bisher unbeachtet gebliebenes Del gefunden, letzteres findet sich im Verhältnis von 6 Gramm auf 15 000 Gramm Tabak. Es ist von dunkler Färbung, balsamartig und erinnert im Geruch an das Del der Kamille. Das im Rauch ebenfalls vorhandene Ammoniak verdankt seinen Ursprung wahrscheinlich der Gärung des Tabaks. Wenn die Schwefelsäure, in die der Tabakrauch hinein- geleitet war, mit Aether vermischt wurde, so entstand eine Flüssigkeit von außerordentlicher Giftigkeit, dunkler Farbe und beläufigem Geruch. Außer dieser ätherischen Lösung konnte ferner eine Ver- bindung der Phenol-Gruppe erhalten werden, die einen creosol- ähnlichen Geruch besitzt. Stickstoff und Schwefel enthält und Kopf- schmerzen, Erbrechen und andre Reizungen von Uebelbefinden er- zeugt. Aus dieser Untersuchung geht von neuem hervor, daß die schädlichen Wirkungen des Tabakrauchs weniger auf das Nikotin als auf das Kohlenoxyd und besonders auf die darin enthaltenen giftigen flüchtigen Oele zurückzuführen sind. —

Humoristisches.

— Der Kleine Rimmersack Herr (auf der Straße zu weinendem Anaben): „Sag mal, Junge, warum heißt Du denn so? Du hast doch eine so schöne Butterhülle!“
Junge (hineinbeizend und schlingelnd): „Ja... wenn ich abbeiß... dann wird sie immer kleiner!“
— Vom Katheder. „... Mit Eloz konnte Cicero von sich sagen: Im Jahre 63 vor Christo habe ich das Vaterland ge- rettet.“ — (Lust. Bl.)

Notizen.

— Anlässlich der Vierten Internationalen Kunst- ausstellung der Stadt Venedig schreibt die Stadtgemeinde Preise von 1500, 1000 und 500 Lire für die besten Essays und Artikel über die Ausstellung aus, die von Er- öffnung der Ausstellungen bis zum 30. September in Zeitungen oder Rundschauen, auch fremder Länder, erschienen sind. Der späteste Einlieferungsstermin der Arbeiten ist der 10. Oktober. Die Arbeiten sind in vier Exemplaren einzuliefern. —
— Sudermanns „Ehre“ wird im Winter im Théâtre Antoine in Paris aufgeführt werden. —
— Für den Gartenbesuch des Neuen Opern- theaters (Kroll) werden Sommerfaison-Karten zum Preise von 6 M., die zugleich den freien Eintritt zu vier Theatervorstellungen gewähren, von der Generalintendantur (Dorotheenstr. 2) veransagt. —
— In dem Preislieder-Konzert der „Neuen literarisch-musikalischen Gesellschaft“ in Wien errang den 200 Kronenpreis der Komponist Robert Ruskle aus Erlangen mit dem Liede: „Klinge mein Lied!“ —
— „Joseph“, eine neue Volksoper von Alphons Maurice, hatte bei der Erstaufführung im Wiener Stadttheater nur einen matten Erfolg. —
— Die Einnahmen der französischen Drama- tiker und Komponisten im Bühnenjahre 1900/1901 betragen 4 569 206 Fr. Die Pariser Theater steuerten zu dieser Summe fast drei Millionen, das Ausland noch nicht 300 000 Fr. bei. —
a. Das königl. Kupferstichkabinett in Dresden hat neuerdings 15 Blatt Radierungen und Lithographien von Walter Leistikow erworben. —
— Die Saatkrähe tritt in diesem Jahre in verschiedenen Gegenden Norddeutschlands in solchen Massen auf, daß man da und dort Prämien ausgesetzt hat, um ihre Zahl zu vermindern. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 12. Mai.